

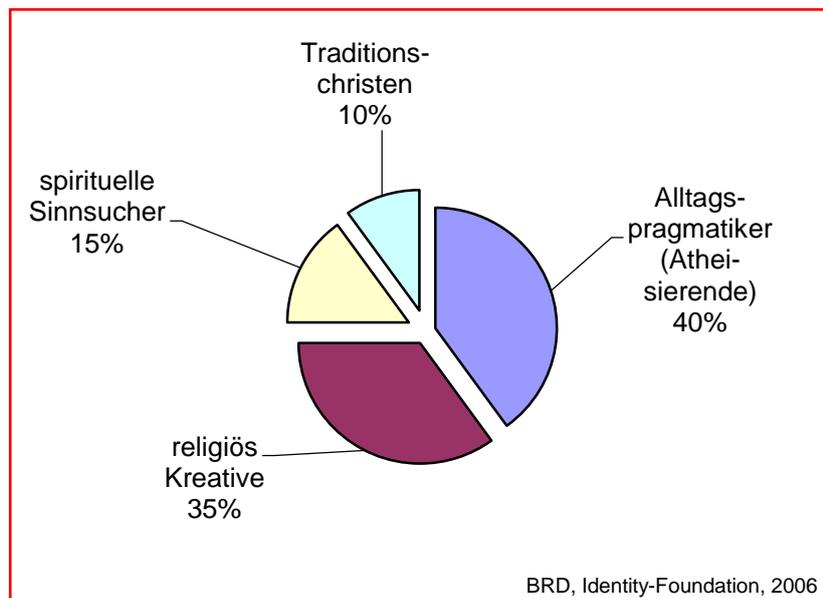
Zulehner, Paul (Universität Wien): Kirche umbauen, nicht totsparen: Strukturwandel als Chance und Aufgabe (Arbeitstitel)

Nicht nur Krise der Kirchengestalt

Der alte und weise Wiener Kardinal Franz König stellte mir kurz vor seinem Tod – er war damals abrahamische 99 Jahre alt – bei einem Mittagessen die Frage, ob er sich täusche, dass vor unseren Augen die konstantinische Kirchengestalt zu Ende gehe. Ich konnte ihm nur zustimmen. Ganz anders als in den nachreformatorischen Gesellschaften ist die Religion nicht mehr Schicksal, sondern Wahl. Wer sich heute christlichen Glauben nicht persönlich aneignet, verliert die letzten Reste oder gewinnt ihn nicht. Der moderne Mensch kann, eingebettet in vielfältige soziale Bedingungen (Familie, Peers, „Sinus-Milieus“), nicht nur wählen. Er muss vielmehr wählen, weil ihn niemand vom Zwang zur „Häresie“ (Wählenmüssen: Peter L. Berger) befreit.

Nach einer brandneuen, erst in ihren wichtigsten Ergebnissen publizierte Studie (<http://www.identityfoundation.de/was-wir-tun.o.html>), sind heute 10% bereit, das Christentum in der wohl durchorganisierten Gestalt einer Kirche anzunehmen. 40% hingegen sind „Alltagsatheisten“. Ihr kulturelles Erinnerungsvermögen ist schwach oder (ostdeutsch) zerstört. Manche von ihnen haben pragmatisch schon vergessen, dass sie Gott vergessen haben (W. Kröpke; Bischof Noak). Die Hälfte der Deutschen hingegen zählt zu den ReligionskomponistInnen, sie erweisen sich als „religiös kreativ“. Ein Teil von ihnen (die spirituellen Sinnsucher: 15%) haben die Einrichtung ihres subjektiven „Glaubenshauses“ selbst in die Hand genommen. Sie machen dies als Kirchenmitglied oder aber als Nichtmitglied (35%). Sie orientieren sich entweder neben dem Christentum an anderen Religionen der Welt oder sie bewegen sich immer mehr im kirchenfreien spirituellen Feld (Ariane Martin) unserer säkularen Kulturen.

ABBILDUNG 1: Typen spiritueller Orientierung



Es verlagerte sich im Zuge der Modernisierung von Gesellschaften die Regie über den religiösen Haushalt eines Menschen von der Institution zur Person. Im persönlichen Leben wiederum ist Religiosität (und mit ihr die Religion) in die unsichtbaren Tiefen der Person abgesunken. Religion wurde in diesem Sinn privatisiert und weithin unsichtbar (Thomas Luckmann): was aber bei weitem nicht heißt, sie sei verschwunden und unwirksam geworden.

Diese Verschiebung der Regie über die Religion von ZeitgenossInnen von der Institution zur Person hat allerdings die Formkraft der christlichen Kirchen stark verändert. Privatisierte Religion wurde in den letzten Jahrzehnten ein Gutteil „entkirchlicht“. Die Erwartungen der Kirche an die Glaubensgestalt ihrer Mitglieder und das, was diese faktisch „glauben“, klappt beträchtlich auseinander. Dazu kommt eben die Bereitschaft der Menschen, religiöse Elemente aus verschiedenen Religionen und religiösen Strömungen zu vermischen. Das hat nicht zuletzt auch damit zu tun, dass für die Leute weniger die Dogmatik, sondern mehr das Erleben wichtig ist. Sie sind nach „Gratifikationen“ aus, die wichtiger sind als kirchliche „Irritationen“. Die Themen der Gratifikation lassen sich heute gut erkennen, weil inmitten säkularer Kulturen eine starke spirituelle Dynamik zu beobachten ist. Diese erwächst aus kirchlich oft unbespielter Sehnsucht in den Tiefen der Menschen (vgl. die Studie von Ariane Martin: Sehnsucht – der Anfang von allem. Dimensionen zeitgenössischer Spiritualität, Ostfildern

2005). Es ist der Wunsch der Menschen nach einer Reise zu sich selbst, nach Verzauberung, nach Heilung, nach Gemeinschaften mit einer Ethik der Liebe, nach Festigkeit (oft in „Gurus“ personifiziert), nach einer Reise auch in kosmische und göttliche Weite, nach einer Erneuerung der Welt. Statt in den Kirchen in solchen Suchbewegungen fündig zu werden, greifen immer mehr Menschen bei anderen religiösen Agenturen zu. Das regt die „Sektenbeauftragten der Kirchen“ ebenso auf wie manche Theologen, die solche religiöse Sehnsucht schlicht für Unglauben, für Selbsterlösung, für einen Irrweg halten, dabei aber vor-schnell übersehen, dass das eigene Evangelium eben auch mit nichts anderem zu tun hat als mit den tiefen Sehnsüchten der Menschen. Heißt es doch im Psalm 63: Gott du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir... Sich selbst säkularisierende Kirchen sind für spirituelle Pilger und Wanderer keine gute Adresse, noch nicht.

Solche Makroentwicklungen müssen bedacht werden, wenn von einer Umbaukrise der Kirche die Rede ist. Sie hat zu tun mit dem tief greifenden soziokulturellen Wandel moderner Gesellschaften ebenso wie mit der Verseichterung der kirchlichen Arbeit in den letzten Jahrzehnten, die Wolfgang Huber – von vielen dafür kritisiert, was für ihn spricht - „Selbstsäkularisierung“ nannte (Wolfgang Huber: Kirche in der Zeitenwende, Göttingen 1999). Es läßt sich diese notori-sche Kirchenschwäche auch mit Karl Rahner beschreiben, der schon 1972 da-rauf hingewiesen hat: „Wir sind doch, wenn wir ehrlich sind, in einem schreckli-chen Maße eine spirituell unlebendige Kirche. Die lebendige Spiritualität, die es natürlich auch heute noch gibt, hat sich doch in einer seltsamen Weise aus der Öffentlichkeit der Kirche in (soziologisch gesehen) kleine Konventikel der ‚noch Frommen‘ zurückgezogen und versteckt. In der Öffentlichkeit der Kirche herr-schen in einem erschreckenden Maße auch heute noch (bei allem guten Willen, der nicht bestritten werden soll) Ritualismus, Legalismus, Administration und ein sich allmählich selber langweilig werdendes und resignierendes Weiterfah-ren auf den üblichen Geleisen einer spirituellen Mittelmäßigkeit.“ (Rahner, Karl: Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg 1972, 88.)

Die Kirche steckt also in einer Krise. Es ist eine Erneuerungskrise, wenn die Chancen genützt werden. Dabei ist nicht die Kirche selbst in einer Krise, sondern mehr ihre Kirchengestalt. In Krise sind ihre Visionen (sind zu kraftlos) und ihre Handlungsmuster die die diesen angemessenen Strukturen (sie passen nicht mehr zum neuen Selbstbewusstsein der Menschen). Krisensymptome sind, dass das Geld ausgeht, dass es an „radikalen Christen“ mangelt (wie man an der Krise der katholischen Orden ablesen kann), dass es vor allem die nächste Generation das Evangelium immer seltener als Richtschnur für ihr modernes Leben annimmt, vor allem jene jungen Menschen, die sich nicht den vergangenheitsorientierten Sinus-Milieus zugehörig fühlen.

Altbausanierung

In solchen Umbauzeiten ist es bedrückend zu sehen, wie ein Großteil der innovativen Kraft der Kirche in die Sanierung der Strukturen investiert wird. Das liegt zwar nahe, bedarf aber behutsamer Selbstkritik. Nahe liegt, dass die Kirchen in unseren Breiten dank opulenter Kirchensteuer in den letzten Jahrzehnten einen reichhaltigen Kirchenbetrieb aufgebaut haben hinsichtlich Grundstücken, Häusern, Personal und Projekten. Dazu kommt, was oft übersehen wird, auch ein bewundernswerter internationaler Hilfseinsatz der großen Kirchen. Wenn nun das Geld knapp wird, weil der Anteil zahlender Kirchenmitglieder schrumpft, besteht allein schon aus Verantwortung für das angestellte Kirchenpersonal (und ihrer Familien) Handlungsbedarf. Das hat in vielen Bereichen zu einer oftmals harten Kirchensanierung geführt: Eine katholische Erzdiözese ging in Konkurs – ein Alptraum für viele Kirchenverantwortliche, in dessen Verlauf mussten viele Hauptamtliche betriebsbedingt gekündigt werden. Andere Diözesen sind am Rand eines solchen betrieblichen Supergaus. Kirchen werden verkauft. Das mit dem Einsparen und „kleiner werden“ verbundenen „downsizing“ hat zwei fatale Nebenwirkungen: das Personal wird depressiv, zugleich bleibt die innere Erneuerung auf Grund einer Sanierungerschöpfung der Gremien auf der Strecke. Statt die Kirchen in ihrer inneren Kraft zukunftsfähig zu machen, werden sie – worst case! – in die Vergangenheit zurücksaniert. Kein

Aufbruch droht. Die Kirchen, so fürchten nicht wenige, werden totgespart, statt wirklich runderneuert.

Natürlich verweisen die kirchlichen Oberen auf Zukunftspapiere. Die evangelische Kirche präsentiert sich als „Kirche der Freiheit“ (und das in einer Zeit, in der immer mehr Leute die lästige Last riskanter Freiheit loswerden wollen). Alle Kirchen beschwören einen missionarischen Aufbruch. Es ist Zeit der Aussaat. Das alles ist mehr als gut. Und doch verbleibt insbesondere beim hauptamtlichen Personal das schale Gefühl, dass diese schönen Dokumente oftmals das Feigenblatt für die zugleich laufende harte Strukturanpassung sind. Mit viel theologischem Aufwand wird zwar erklärt, dass die neuen Strukturen doch auch viele Chancen enthielten. Aber wer so redet, gesteht ja zugleich ein, dass es neben den Chancen auch beträchtliche Bedrohlichkeiten gibt. So klagen (bis in rezente Studien hinein: Zulehner, Paul M.: *Priester im Modernisierungsstress*, Ostfildern 2001) katholische Priester, dass sie angesichts der pastoralen Großreviere immer mehr den unmittelbaren Kontakt zu den Lebensgeschichten der Menschen verlieren; sie fürchten, dass sie aus menschnahen Seelsorgern zu abgehobenen pastoralen Großraummanagern werden. Eine auch kulturelle Stärke der Kirche, nämlich die noch einzig wirklich anwesende lokale Kraft (nach der Auflösung von Rathäusern, Schulen, Gaststätten, Tante-Emma-Läden) zu sein, wird aufgegeben.

Alternativen?

Natürlich sagen einem dann die Verantwortlichen, man könne leicht auf solche Schattenseiten der Entwicklung hinweisen, wenn man keine kirchenpolitische Verantwortung trägt. Man würde ja selbst betroffen leiden, wenn Stellen abgebaut, Kirchen geschlossen und diakonale Einrichtungen der Kirche aufgegeben werden müssen. Alternativen seien zwar schön, aber eben unrealistisch und vor allem unfinanzierbar.

Solche bedrückende Reden haben für sich, dass sie wohl einen Kernpunkt der gegenwärtigen Sozialform unserer Kirchen benennen: das Geld. Alternativen sind deshalb nur dann zu entwickeln, wenn man einmal den Mut hat, eine wirk-

lich finanziell arme „Kirche im Volk“ zu entwerfen, statt eben nur die geldgestützte Kirche (die ganz gut auch eine Zeitlang ohne Gott auskommen kann) zumindest einmal zu denken. Zugleich wäre es möglich, in die schrumpfende Gestalt der reichen Kirche Elemente einer armen Kirche probeweise zu implementieren. Dabei könnte sich zeigen, dass gerade in den armen Kirchenparzellen sich viel zukunftsfähige Kraft sammelt.

Eine solche arme Kirche (letztlich eine Kirche nach der Kirchensteuer) wird zudem auch die theologischen Grundlagen der ekklesiogenen, des Kirchenumbau- und -aufbaus bedenken. Es ist zu wenig, wenn Kirchenumbau lediglich von profanen Beratungsfirmen „gemacht“ wird. Wenn der Herr das künftige Haus der Kirche nicht baut, baut Mc Kinsey umsonst, so in Anlehnung an den Psalm 127. Ekklesiologie ist allerdings vor allem in der protestantischen Theologie kein prioritäres Thema. Bestenfalls gibt es (nebenbei: auch in katholischen Kreisen) so etwas wie eine „Ekklesiologie des schlechten Gewissens“. Diese liebt Bildwörter wie Vereinnahmung, Selbstrekrutierung, Selbsterhalt der Kirchen. Vermittelt wird das Gefühl, es sei theologisch unanständig, Menschen für die Kirche zu gewinnen. Zwar wird ein missionarisches Grundsatzpapier nach dem anderen angefertigt. Doch will man praktisch höchstens die Menschen ein Stück auf ihrem individuellen Lebensweg begleiten. Ein wenig vom Evangelium soll diakonal in die Biographie implementiert werden. Aber dass Menschen in die Kirche eintreten und zu uns gehören: Das gilt als verwerflich. Die Frage ist dann allerdings, wer dann morgen unsere Arbeit weitermacht und wer missionieren wird. Vor allem aber: Entspricht solche vermeintliche kirchliche Selbstlosigkeit (ist sie mehr als Zweifel an der theologischen Wichtigkeit von Kirche für die heilende Arbeit Gottes in der Welt?) wirklich den Absichten Gottes, seiner Art, sich um das Heil der Welt zu kommen?

Ekklesiologie

Die Kirchen, beide, brauchen daher zu allererst, wollen sie sich auf den Weg in eine zukunftsfähige Gestalt begeben, eine gläubige Ekklesiologie. Gottes Art, Pastoral in der Weltgeschichte zu machen, ist zu erinnern. Diese hat immer damit zu tun, dass er sich ein Volk erwählt, und als Israel sich zerstreute, er es mit

der Kirche als neuem Israel versuchte. Die Apostelgeschichte schreibt auch unbekümmert, dass Gott seiner Kirche wieder soundsoviele „hinzugefügt“ hat (Apg 2,47). Mission heißt dann auch, dass jene, die uns heute Gott „hinzufügt“, endlich ihre ekklesiale Berufung erkennen und ihr personales „Rede Herr, dein Diener hört“ (1 Sam 3,1-10) spricht. Natürlich erschöpft sich Mission nicht in diesem Heben gottgegebener Kirchenberufungen. Aber ohne sie geht es auch nicht. Und dies als Selbstrekrutierung der Kirche zu verspotten, verspottet letztlich das Handeln Gottes, der sich eben ein Volk erschafft (und in jeder Abendmahlfeier wandelnd erneuert), an dem erinnert und vorangebracht wird, was er in Jesus von Nazareth für die seine Welt ein für allemal getan hat.

Ein solches theologisches Denken über die Kirche bringt mit sich, dass immer mehr Kirchenmitglieder nicht Heilskunden sind, sondern Zeugen des Evangeliums in der Welt werden. Dieser Wandel vom passiven Kirchenmitglied zum aktiven Zeugen ist ein wesentliches Moment kirchlicher Zukunftsfähigkeit. Erst dann wird auch eingelöst, dass nicht die PastorInnen/Priester Kirche sind, sondern alle priesterlich und berufen sind, wenn auch nicht im Namen der Kirchen, aber immerhin kirchlich zu handeln.

Ehrenamt

Ereignet sich dieser innerkirchliche Wandel, wird sie also als ganze eine priesterliche Kirche von Zeugen, dann wird die Kirche, was sie in ihrer Blütezeit des Anfangs war: eine Kirche der Freiwilligen (so sagen die Schweizer richtiger), oder eine Kirche des Ehrenamts. Zukunftsfähig ist die Kirche nach der Kirchensteuer, wenn aus dem Moneyspending das Timespending wird, und dieses auf einer unvertretbaren Eigenverantwortung aller Mitglieder für das Leben und Wirken der Kirche aufbaut. Dass dann das Ehrenamt gepflegt werden muss (Stichworte sind: klare Aufgabenstellung, Qualifizierung, Unterstützung, Absicherung, Anerkennung, klarer Anfang von Aufgaben und klares Ende), versteht sich von selbst. Es wird künftig auch ehrenamtliche PastorInnen/Priester geben.

Vor allem die lokalen und biographienahen Gemeinden werden ehrenamtlich leben und (mit bescheidenen Aufgaben) vor Ort menschnah handeln. Dort

wird auch Abendmahl/Eucharistie gefeiert, weil dieses die Mitte und der Höhepunkt christlichen Lebens sein wird.

Raumgerechte Seelsorge

Für die künftige Gestalt der Kirche wird es noch viele Überlegungen zur Theologie des pastoralen Raumes brauchen. Die derzeitige geld- (und in der katholischen Kirche klerus-)orientierte Raumpflege muss zu Gunsten einer aufgabenorientierten Gestaltung der pastore Räume weiter entwickelt werden. Zu fragen ist, welcher pastorale Vorgang nach welchem Raum verlangt. Dann wird man entdecken, dass es sehr lokale Aufgaben gibt (rund um die familialen Lebensräume, die Eltern mit Kindern, die Alten und Kranken). Daneben verlangen andere Aufgaben (wie Jugendarbeit, Bildungsarbeit) nach größeren Räumen, handelt es sich doch um mobilere Bevölkerungsgruppen und um Aufgaben, die ein größeres Einzugsgebiet brauchen. Dann gibt es auch großräumige Aufgaben. Predigerseminare wird man nicht in jeder Gemeinde einrichten (obwohl künftige Prediger dort viel lernen könnten). So entsteht ein sehr bunt bespielter pastoraler Großraum. In diesem lassen sich dann Sinus-Milieu-spezifische Sonderaufgaben leicht ansiedeln. Oder auch spirituelle Zentren, nach denen die Menschen immer mehr verlangen werden. Das könnten dann die Leuchttürme im Raum sein. Aber auch in der Schifffahrt dienen die Leuchttürme lediglich der Orientierung, nicht dem Seefahren. Leuchttürme kommen auch mit einem Wärter aus, der diesen in Gang hält. Leute braucht es dazu keine.

Projekte

Natürlich ereignet sich dann viel an christlichem Leben in Gemeinden, es wird sich aber dort nicht erschöpfen. Wo immer das der Fall ist, wächst ein finsterner Parochialismus. Der Zwang, größere Räume zu bilden, kann diesen durchaus überwinden. Aber es wäre der Sturz in den gegenüberliegenden Straßengraben, gäbe es dann keine Gemeinden mehr, sondern nur anonyme Megaräume. Verörtlichung des Glaubens ist kein Widerspruch zu Aufgaben in größeren Räumen. Ortlos hingegen ist Pastoral nie. Möchte sie es sein, hebt sie ab.

Die Arbeit der lokalen Gemeinden wird bescheiden sein. Das hat auch mit den Personalressourcen der ehrenamtlich bespielten lokalen Einheiten zu tun. Größere Aufgaben verlangen dann nach Zusammenarbeit zwischen lokalen Gemeinden. Es lohnt sich zu überlegen, ob es nicht für solche Zusammenarbeit Gemeindeverbände gibt mit einem pastoralen Zentrum, in dem dann auch hauptamtliche Personen mit professioneller Qualität sind. Die Finanzierung solcher Zentren erfolgt durch Fundraising in den Gemeinden und durch joint ventures mit nichtkirchlichen Gruppen und Initiativen.

Das führt auch dazu, dass die pastoralen Arbeiten auf einem niedrigeren Niveau institutionalisiert werden. Statt also Büros mit Angestellten zu schaffen, wird es zeitlich begrenzte und evaluierbare Projekte geben, denen Personal zeitlich begrenzt zugeordnet wird. Das nötigt arbeitspolitisch dazu, sich auch stets neue Projekte einfallen zu lassen, wollen diese zugeordneten Personen nicht nach Beendigung eines Projekts ohne Arbeit dastehen.

Übergang

Natürlich kann eine solche Kirchengestalt nicht von heute auf morgen in einem revolutionären Bruch eingeführt werden. Das wird schon allein dadurch erfreulicher Weise verhindert, dass es auch heute noch viele Kirchensteuermittel gibt, die den alten Kirchenbetrieb ermöglichen. Kluge Kirchenleitungen werden aber versuchen, in die bestehende (und vergehende) Kirchengestalt zukunftsfähige Elemente oasenartig einzupflanzen. Dann kann es geschehen, dass neben dem „strukturellen Altersheim“ der Kirche auch so etwas wie „zukunftsträchtige Kindergärten“ gibt. Es ist dann wie einst bei Abraham und Sara. Von ihnen wird berichtet, dass sie alt und unfruchtbar geworden sind (wie unsere Megainstitutionen auch). Zukunft war nicht mehr in Sicht. Sie haben sich auf das Sterben eingerichtet. Gott war aber anderer Meinung als die Alten. Im Vorübergehen gibt er ihnen die unglaubliche Verheißung, dass es in ihrer Mitte morgen neues Leben geben werde: den Sohn des ungläubigen Lachens (jizzak), also Isaak. Unseren Kirchen könnte ähnliches widerfahren, würden sie vorab Gott gastlich aufnehmen. Dann hörten wir wieder die unverbrauchten Worte der Verheißung.

Wir könnten den Mut gewinnen aufzubrechen, neues zu wagen. Wir könnten „guter Hoffnung“ sein (vgl. Gen 18).